

SWR2 Wissen: Aula

Eine Kulturgeschichte des Anfangs

Exkurs in die Philosophie (1/2)

Von Sabine Appel

Sendung: Sonntag, 24. Januar 2021, 8.30 Uhr

Redaktion: Ralf Caspary

Produktion: SWR 2021

Welche Rolle spielt der Anfang oder die Idee des Anfangs in der europäischen Kulturgeschichte?

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören.

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...
Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

MANUSKRIFT

Anmoderation:

Heute mit dem Thema: „Eine Kulturgeschichte des Anfangs – Exkurs in die Philosophie, Teil 1.“ Am Mikrofon: Ralf Caspary.

Es gibt viele Zitate, die die Bedeutung des Anfangs beschreiben oder umschreiben, sie stammen von Philosophen, Politikern, Autoren, Künstlern und Physikern. Sie zeigen, welche Rolle das Prinzip des Anfangs, des Anfangens in der europäischen Kultur bis heute spielt.

Sabine Appel, freie Buchautorin im Genre historische Biografien mit Schwerpunkt europäischer Ideengeschichte, beschreibt in zwei Teilen die Konzepte vom Anfang. Heute im ersten Teil geht es um die Antike und das frühe Mittelalter.

Sabine Appel:

"Aus kleinem Anfang entspringen alle Dinge.", sagt Cicero. *"Aller Anfang ist schwer."* Dieser vielzitierte Satz stammt von Ovid. Der chinesische Weise Laotse wies darauf hin: *"Auch eine Reise von tausend Meilen beginnt mit dem ersten Schritt."*, was bei großen, anspruchsvollen Unternehmungen immer wieder zu beherzigen ist und den Zögerlichen zugleich Mut machen soll. Aus der biblischen Schöpfungsgeschichte ist uns der Satz zu Beginn des Johannis-Evangeliums vertraut: *"Im Anfang war das Wort."*, den Goethes Faust, Sinnbild des prometheischen Menschen, der in seinem Drang, die Welt zu gestalten, kein Ende und keine Grenzen kennt, in die bezeichnende Aussage umwandelt: *"Im Anfang war die Tat."*

"Wehret den Anfängen!" steht als Mahnung vor der Ankündigung einer unheilvollen Entwicklung und ist mit der Forderung verbunden, ihr Einhalt zu gebieten, bevor es zu spät ist. Das Kausalitätsgesetz in der Philosophie, das in dem Satz Ausdruck findet: *"Nichts ist ohne Grund, warum es sei."*, steht für eine unwandelbare und universelle Gesetzmäßigkeit aller Ereignisse in dieser Welt und damit auch für die ausgesprochene analytische Fähigkeit des Menschen, die Ursachen der Ereignisse ergründen zu können. *"Alpha und Omega"*, der erste und der letzte Buchstabe im klassischen griechischen Alphabet, sind Symbol für Anfang und Ende in einem und damit für das Umfassende, für Gott und vor allem für Christus als Erstem und Letztem in der christlichen Heilsgeschichte und Sicht auf die Welt.

Die in ihrer kernigen Einfachheit legendär gewordene, Sepp Herberger zugesprochene Fußballer-Weisheit: *"Nach dem Spiel ist vor dem Spiel."* dokumentiert indes die Notwendigkeit, sich mit dem einmal Erreichten nie abzufinden oder zufrieden zu geben, sondern gerade bei ehrgeizigen Projekten immer wieder das nächste Ziel oder den kommenden Schritt dafür ins Auge zu fassen, den Beginn eines Kommenden.

Motivationstrainer*innen messen dem Anfang daher die Bedeutung der Initiative zu, des verinnerlichten Engagements und der Bereitschaft, die eigenen Vorhaben in die Tat umzusetzen, Energie aufzubringen, die zur Verwirklichung führt, erste Anstöße auf dem Erfolgsweg. Wenn man immer den Anfang sieht, wird man nie träge, sondern erfüllt die

latente Christenpflicht, die zumindest in ihrer protestantischen Variante ausgesprochen tatkonzentriert ist. Die "guten Taten" als Mittel zur Heilsfindung hat das protestantische Christentum zwar überwunden, aber umso wichtiger wird die produktive Aktivität doch bei der gottgefälligen Lebensführung. *"Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen."* heißt es ja auch in Faust II.

"Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne." Dieses schöne Zitat Hermann Hesses plädiert für den Neuanfang und seine durchgehend positiven Assoziationen, da er doch schließlich ins Unbetretene führt, auf ein gänzlich freies Terrain, auf dem in diesem Sinne noch niemand gewesen ist, auf dem man gestalten kann.

Im Zauber des Anfangs steht eine neue Lebens Epoche oder der Beginn einer Liebesgeschichte. Im Zeichen des Anfangs schreibe ich eine neue Geschichte auf unverwechselbare, nie dagewesene Weise, aber das können auch Staaten oder menschliche Gemeinschaften tun, Kulturen, Interessengruppen, Familien, künstlerische Vereinigungen, politische Initiativen, Umweltverbände, Generationen oder die Weltgemeinschaft als Ganzes, indem sie zum Beispiel bei einem wichtigen Thema ein Umdenken einleitet.

Wer den Anfang sieht, sieht nach vorne, soweit ist die positive Konnotation schon in der Wortbedeutung gegeben. Der Anfang einer Erzählung, eines Romans, eines Films ist entscheidend für die Durchführung einer Handlung und für die Setzung des Themas, für die Erzählstruktur, die Motive, die Atmosphäre und personellen Konstellationen. Für Autorinnen und Autoren ist der Anfang eines Buches und sind sogar die ersten Zeilen deshalb entscheidend, weil ihre Leserinnen und Leser gewöhnlich von vorne anfangen und das Buch wieder weglegen, wenn der Anfang sie nicht anzusprechen vermag oder misslungen ist aus ihrer Sicht.

Wie schwierig der Anfang oft ist und dass der Fortgang dann häufig vergleichsweise einfach wird, wenn man sich nur einmal überwunden hat, den Anfang zu machen, zeigen erstaunlich viele menschliche und auch alltägliche Unternehmungen, ganz gewiss aber das Schreiben eines Buches, einer Abhandlung, einer Examensarbeit, einer Rede oder was auch immer.

Das lässt sich auch philosophisch ausdeuten, in dem Sinne nämlich, dass das Kontinuum, einmal in Gang gesetzt, eine gewisse Eigendynamik besitzt und befördert, einen intrinsischen Lauf, einen Fluss, während der Beginn oder auch das Setzen von Zäsuren wesensmäßig ohne Anknüpfung ist.

Der Anfang des Lebens steht für die Chancen und Möglichkeiten einer Biografie, die ein offenes Buch ist mit leeren Seiten, die noch zu füllen sind. Doch auch das lässt sich auf den weiteren Lebensverlauf ausdehnen, und zwar auf alle Wegmarken und Situationen, in denen es einschneidende Veränderungen und Perspektivwechsel gibt. So werden die Anfänge häufig zum Neubeginn, doch zu diesem gehören auch Abschiede und Überwindungen, da man eben Altes zurücklassen muss.

Lethe, in der griechischen Mythologie die Daimonia der Vergessenheit, Gegenspielerin der Mnemosyne, die die Erinnerung personifiziert, ist namensgleich mit dem Fluss Lethe in der mythologischen Unterwelt, aus dem die Toten tranken, um damit alle Erinnerung an ihr früheres Dasein zu tilgen. Für den Klassiker Goethe war diese Symbolik elementar, kann doch auch Faust in der Tragödie Zweitem Teil nach seinem Erdendrama nur neu

beginnen, nachdem er sich bewusst dem Vergessen anheimgab und damit einen inneren Reinigungsprozess möglich machte – für neue Welterfahrungen und individuelle Wandlungsprozesse. Für einen Neustart, um es in unserer Sprache zu sagen. Vom christlichen Mittelalter reist er dafür bezeichnenderweise zunächst in die Antike zurück.

Wieviel Vergessen ist möglich und wieviel Erinnerung nötig, um bei den zahlreichen Neuausrichtungen unseres Lebens oder auch kulturellen Neuorientierungen eine bestmögliche Basis zu haben, damit Dinge anders werden, Irrtümer korrigiert werden können und um Fehlentwicklungen, wie sie aus der Kultur oder dem individuellen Leben erwachsen, wirklich hinter sich zu lassen und damit zu überwinden?

Im Mythos geht das oft so: Wenn die Anfänge unheilvoll sind, dann wird nichts wieder gut. Das unter anderem offenbart die Operntetralogie: "Der Ring des Nibelungen" von Richard Wagner, die in der Ring-Symbolik noch einmal eine besondere Bedeutung im Sinne einer verhängnisvollen Wiederkehr transportiert. Es knüpft sich die Frage daran, wie wir auf die tiefenpsychologisch ausgedeutete Wiederholung einer alten Verletzung oder zivilisatorischen Wunde verzichten lernen, um uns gewissermaßen neu zu erfinden. Während der Mythos im Kern fatalistisch ist, sucht die moderne Psychologie nach Wegen und Auswegen psychologischer Überwindung, mit mehr oder weniger großem Erfolg.

Auf die Anfänge kommt es an, wirkliche Neuanfänge, die wir als Menschen immer wieder neu initiieren, damit alles besser wird als bisher. Das impliziert eine neue Unschuld, unbeschriebene, offene Seiten im Buch der Möglichkeiten und Chancen, aber vor allem auch die Bereitschaft dazu, Hemmendes, Hinderliches beiseite zu lassen, Vergangenheit als überwunden in den Fundus zu geben, damit sie die Gegenwart nicht mehr belastet. Wir stellen unser Leben oder unsere Kultur auf "Reset", löschen alles Bisherige. Ist das möglich?

"Und plötzlich weißt du:", sagte der Mystiker Meister Eckhart, *"Es ist Zeit, etwas Neues zu beginnen und dem Zauber des Anfangs zu vertrauen."* Ohne dieses Vertrauen gibt es wohl keinen Neustart.

Doch die Bemühungen um die Ergründung der Ursprünge stehen für sich, sei es individuell oder gesellschaftlich, als Sozialgemeinschaft, als Staat, als Kultur, sei es in der Genealogie, die Geschichte der eigenen Herkunft ergründend, in der Biologie, in der Erforschung der Erdzeitalter oder in der nie endenden Frage nach dem Anfang der Welt, den auch die physikalische Kosmologie nicht erklären kann.

Die Frage nach dem Ursprung, nach dem Anfang der Welt oder dem Beginn der Geschichte hat die Menschen zu allen Zeiten beschäftigt, und man kann sagen, die Frage ist der Beginn aller Philosophie. Die Frage nach dem Woher impliziert auch die Frage nach dem Wohin, also nichts Geringeres als die Bestimmung des Menschen in diesem Kosmos, die Frage, woher wir kommen und wohin wir gehen. Anfang und Ursprung der Welt wurden mythisch, religiös oder naturwissenschaftlich gedeutet.

Es gab verschiedene Weltentstehungsmodelle. Die Vorsokratiker gingen von einem Urstoff aus. Andere meinten, die Welt sei aus dem Feuer bzw. aus dem Wasser entstanden. Platon nahm einen göttlichen Handwerker ("Demiurgen") an; Aristoteles einen Erstbeweger ("primum movens") als Anfangspunkt jeder Bewegung. Es gab die Schöpfungsgeschichten monotheistischer Religionen und die moderne Urknall-Theorie, verbunden mit der Theorie der Evolution, was die Geschichte des Menschen betrifft.

Bezeichnend ist, dass diese Fragen nach einem Anfang, also auch einem Beginn der Geschichte und ihre möglichen Antworten üblicherweise mit einem linearen Geschichtsbild verbunden sind, das eine Aufwärtsbewegung markiert, eine Entwicklung nach vorne. Im Buddhismus, im Hinduismus und im Vedānta gibt es das nicht, denn den Vorstellungen liegt ein zyklisches Geschichtsbild zugrunde, in dem die Frage nach den Anfängen ohne Bedeutung ist angesichts der hier konstatierten zyklischen Reproduktion. Jeder Fortschrittsgedanke basiert aber auf einem linearen Geschichtsbild – oder um es anders zu sagen: Die Frage nach dem Woher macht nur Sinn, wenn auch das Wohin hypothetisch im Raum steht, als richtungsweisende Forderung und mit dem Potential der Entwicklung.

In Europa hat sich diese lineare Vorstellung von Entwicklung in der christlich-platonischen Tradition, verstärkt durch die Aufklärung und im Wesentlichen nicht außer Kraft gesetzt durch die moderne Naturwissenschaft, sondern teilweise sogar noch bestätigt durch sie, grundsätzlich durchgesetzt. Sie steht aber nun schon seit Längerem zur Disposition, und angesichts globaler Erderwärmung und atomarer Bedrohung mit dem Potential der Zerstörung dieses Planeten und damit auch unseres Lebensraums an den ungebremsten Fortschritt zu glauben, wäre heute ein Anachronismus. Man muss ihn neu ausdeuten, und dann hat Entwicklung aber auch einen rückbezüglichen Sinn. Manchmal muss man ein Stück zurückgehen, um weiter vorangehen zu können in eine lebenswerte und zu gestaltende Zukunft. Gerade beim Thema Klimawandel ist diese Erkenntnis wohl mittlerweile ins allgemeine Bewusstsein der Menschen gedrungen.

Zu den Anfängen zurückzukehren, zu den durch Zivilisation und Gesellschaft möglichst unverbildeten Ursprüngen, diese Vorstellung ist dem europäischen Denken von jeher inhärent, und wenn uns schon die Paradiese verschlossen sind oder es sie vielleicht auch nie gab, dann können wir wenigstens in einen Zustand zurückzukehren versuchen, in dem wir nicht ganz so viel Raubbau an der Natur treiben, nicht ganz so naturfern und gesellschaftlich fremdbestimmt leben oder unser globales Zerstörungswerk zumindest bremsen. Das hat sich durchgehalten, und zwar als zentrale Idee.

"Zurück zu den Anfängen gehen" heißt: zu den eigentlichen und elementaren Werten des Lebens, zu den Fragen, die wesentlich sind und denen ohne kulturell begründete Rücksichten nachgegangen werden soll. Zum Einfachsten, Ersten, Unschuldigsten, denn nur von dort aus kann auch gesagt werden, wohin der Weg künftig führt.

Gibt es voraussetzungsloses Denken? Das wäre zu klären. Die unterschiedlichen Philosophien des Anfangs, der Umkehr, des Neubeginns, der Rückbesinnung beziehungsweise ihre Repräsentanten bieten ihren Zeitgenossinnen und -genossen jedenfalls mancherlei, teils radikale Konzepte, die dem Zivilisationsmenschen aller Zeiten nichts Geringeres als eine Zumutung sind.

Der platonische Sokrates ist der Prototyp des Philosophen, wie er die Antike durchwanderte: ein Grenzgänger und unbestechlicher Wahrheitssuchender, einer, der Fragen stellt bis zum Letzten, der keine Ruhe gibt und der unbequem ist, da es ihm um die Wahrheit geht und um nichts als die Wahrheit, der gleichgültig ist gegenüber sämtlichen weltlichen Maßstäben, Ruhm, Erfolg und Besitzstreben, gleichgültig auch gegenüber Hitze und Kälte, Hunger und Durst, gleichgültig sogar gegen den Tod. Und dabei ist er vollkommen unprätentiös. *"Ich weiß, dass ich nicht weiß."* ist bekanntlich sein Ausspruch. Philosophie wird bei ihm zur Gewissenssache und zum ewig offenen Frageterrain. Einer wie er verspricht keine Sicherheiten, und er gibt keine endgültigen Antworten, da die Frage in seiner Art des dialogischen Philosophierens eigentlich im Mittelpunkt des forschenden Erkennens und aber auch der Selbstprüfung steht, mit der er sein Gesprächsgegenüber

jedesmal konfrontiert. Durch sein allgegenwärtiges Prinzip des Zweifels transzendiert er alle nur vordergründigen Wahrheiten und entlarvt die Vorurteile, die konventionellen Anteile in vielen Aussagen oder Urteilen, die eventuell gesellschaftlich anerkannt sind, die man aber nicht selbst überprüft hat. Fragen wie: Was ist Tapferkeit? Oder: Was ist das Gute? Oder auch: Wer oder was ist das Volk ("demos")? beschwören unmittelbar eine ganze Reihe mehr oder weniger bekannter Antworten und Definitionen herauf. Doch im sokratischen Dialog ist man gezwungen, diese völlig zur Disposition zu stellen und sein Denken gleichsam bei Null zu beginnen, frei von den nur konventionellen Wahrheiten. Die Sophisten, das sind die Selbstgerechten, die da meinen, schon im Besitz der Wahrheit zu sein, während der philosophische Geist sich vor allem durch Neugier auszeichnet und durch die ewig offene Frage.

So gesehen, ist philosophisches Denken immer ein Anfangen, gleich dem ersten Fragen von Kindern angesichts ihres Staunens über die Welt. Warum ist Etwas, und warum ist nicht Nichts? Das ist die erste offene Frage par excellence, die sich eigentlich ganz natürlich in der Anschauung stellt, eine Kernfrage der philosophischen Ontologie, der Lehre vom Sein. Angesichts der sokratischen Aporie, also des bekundeten Nichtwissens, werden alle Grenzen immer wieder neu ausgelotet, und Selbsterkenntnis, Authentizität werden darüber hinaus dem ernsthaften Wahrheitssuchenden gewissermaßen zur Pflicht. "*Erkenne dich selbst!*" Hier zitiert der Philosoph das Orakel von Delphi als erste Menschenpflicht.

In der Apologie dokumentiert Platon die letzten Äußerungen des Sokrates, bevor er den Schierlingsbecher trank, durch den er qua Gerichtsurteil zu Tode kam. Der athenische Staat hatte ihm Unterwanderung vorgeworfen und den Philosophen der Gottlosigkeit und der Verführung der Jugend bezichtigt. Sokrates aber unternahm keinerlei Anstrengungen, um dieses Todesurteil abzuwenden oder sich zu verteidigen. Im Gegenteil meinte er, es müsse wohl etwas Gutes sein, was ihm widerfahre, da sein philosophischer Logos ihn schließlich hierhin und nirgendwo sonst hingeführt hatte. Und was das Sterben angehe, so handele es sich dabei entweder um ein Nicht-Sein, und dann hätten wir nach dem Tode auch keine Empfindungen mehr, und der Tod wäre ein ewiger Schlaf, also nichts Furchterregendes. Oder aber er sei eine Art Auswanderung der Seele an einen anderen Ort. Dort würde man dann jedoch die "*wahrhaft Richtenden*" antreffen, also die großen Geister, die sich bereits im Hades befänden und auf ihn warteten, etwa Orpheus, Hesiod und Homer, und das sei sicher auch keine ganz schlechte Aussicht – so die platonische Überlieferung über den sterbenden Sokrates.

Das enge Beieinanderliegen von Größe und Niedergang in der griechisch-römischen Antike und ihrem Übergang in ein neues Zeitalter brachte eine ganze Reihe solcher Querdenker hervor, die die offizielle Herrschaft, ihre Macht und ihre Autorität, aber auch die anderen weltlichen Wertmaßstäbe wie Reichtum und gesellschaftliches Ansehen gleichsam durch ihre reine Existenz konterkarierten.

Diogenes von Sinupe, ein Zeitgenosse Alexanders des Großen, der diesen der Legende nach gebeten haben soll, ihm aus der Sonne zu gehen, als der große Feldherr ihn nach einem Wunsch fragte, war ein solcher unerschrockener Freigeist. Er predigte die Bedürfnislosigkeit praktisch als philosophische Kerndisziplin, denn die Scheingüter dieser Welt, denen die Menschen gemeinhin nachrannten, machten sie offenbar nicht nur unfrei, sondern korrumpierten, wie er meinte, zudem ihre Natur. Nichts wollen, nichts erstreben und nichts voraussetzen – auf diese Weise kam man nach der Auffassung des kauzigen Philosophen, der sich von wild gewachsenen Kräutern und Früchten ernährte und keinen

festen Wohnsitz besaß, sondern der Überlieferung nach in öffentlichen Säulengängen oder in einer Tonne schlief, der Wahrheit am nächsten.

Seine unerschrockene Wahrheitssuche und seine Tabulosigkeit trieben allerdings auch reichlich exzentrische Blüten. So propagierte Diogenes nicht nur öffentlichen Geschlechtsverkehr, da dies ja schließlich etwas Natürliches sei, sondern stellte sich zum Beispiel auch die Frage, warum es ein Tabu sein sollte, Menschenfleisch zu verzehren. -- Natürlich von Menschen, die sowieso tot waren. Auch am so genannten Inzest nahm er grundsätzlich keinen moralischen Anstoß. Dieser klassisch-antike Kyniker provozierte, weil er die Wahrheit suchte und nichts als die Wahrheit, und durch seine gezielten Provokationen wurden Reflexionen in Gang gesetzt, die vorher durch Schranken und Denkverbote gehemmt worden waren.

Vom neuzeitlichen Zyniker unterscheidet er sich dadurch, dass kein psychologisches Ressentiment, keine Spottlust um ihrer selbst willen respektive um andere herabzusetzen und zu beleidigen, die Quelle seiner unkonventionellen Betrachtungen war. Er entzog sich einfach jeder Voreingenommenheit und Enge des Denkens, war Kosmopolit von Natur und hatte auch interessante, nahezu pantheistisch anmutende Vorstellungen von einer universellen Göttlichkeit und einer natürlichen Religion, die man später bei den europäischen Aufklärern wiederfindet. Vielleicht kann man sagen, er personifizierte die Bedingungen der Möglichkeit voraussetzungslosen Denkens.

Der Römer Seneca, Philosoph, Naturforscher, Dramatiker und Politiker der spätrömischen Zeit, war nicht aus freien Stücken eine randständige Existenz, die das Treiben der Menschen und der Gesellschaft von diesem Rand her kritisch betrachtete. Der Erzieher des berüchtigten Kaisers Nero, der schließlich auf dessen Befehl hin selbst seinem Leben ein Ende setzte, war vielmehr in den wechselvollen Lagen seines Daseins in der Nähe der Staatsmacht immer wieder gezwungen, sein Glück im Innern, in der Seelenruhe zu suchen und diese auch in stoischer Tradition als Maßstab für alle Menschen zu setzen, um sich über die Wechselfälle des Lebens und seine äußeren Affektionen erheben zu können.

"De Tranquillitate Animi", "Über die Seelenruhe" lautet der Titel seines bekanntesten Werks. Auch dieser einstmals so einflussreiche Spieler im Weltenspiel, der zeitweise einer der reichsten Männer im römischen Imperium war, dreht seine Lebensuhr auf Null zurück, wirft alles Bisherige über Bord. Im Sinne des Wesentlichen, das den Anfang des Lebens wie auch sein Ende bezeichnet. Unsere natürlichen Lebensbedingungen, sagt er, sind gut, nur dürfen wir uns nicht von ihnen entfernen. Die Natur habe dafür gesorgt, dass es, um glücklich zu sein, keines großen Aufwandes bedürfe.

Jeder könne sich selbst glücklich machen, und zufällige äußere Umstände seien nur von geringer Bedeutung. Den Weisen machten weder günstige Umstände übermütig noch drückten ihn ungünstige nieder. *"Das Unglück beugt eben nur den, der sich vorher vom Glück täuschen ließ."*¹ Wer hingegen den größten Wert auf sein eigenes Selbst lege, der könne auch alle Freude aus sich selbst schöpfen. Der Vergänglichkeit aller irdischen Güter und auch dem armseligen Körper des Menschen wird die Unzerstörbarkeit und Unantastbarkeit des menschlichen Geistes gegenübergestellt. Ehrfurchtgebietend sei dieser und nichts Geringeres als *"mit den Göttern verwandt."*² Das ist Platonismus, wie er sich im Primat des menschlichen Geistes und damit auch in der bekundeten

1 Seneca: Von der Seelenruhe. Philosophische Schriften und Briefe, hrsg. und aus dem Lateinischen übertragen von Heinz Berthold, Frankfurt am Main (Insel) 2002, S. 13

2 A.a.O., S. 26

Ausnahmestellung des Menschen im Kosmos in der christlichen Tradition fortsetzen wird.

Die Umkehr der in Sünde verstrickten und auf Irrwegen befindlichen Menschheit, die Jesus von Nazareth fordert, wird im Laufe der Geschichte des Christentums immer wieder einmal von seinen erklärten Nachfolgern neu formuliert und als Forderung ausgesprochen. Dass diese Menschheit eben gerade nicht Jesu Beispiel folge, sondern nach wie vor in Sünde verstrickt "*dem Fleische*" lebe, dem Mammon und den Begierden, keine tätige Nächstenliebe zeige, die Schöpfung nicht achte und nicht bewahre und auch keine alltäglichen Beispiele der Selbstüberwindung dokumentiere, um den Stachel der Eigenliebe zu brechen, sondern stolz, ruhmsüchtig, hoffärtig und was nicht noch alles sei, jedenfalls weit entfernt von den Vorgaben des Messias, diese Erkenntnis ist die Grundlage von Erneuerungsbestrebungen, wie sie auch Franz von Assisi hegte, der Gründer des Franziskanerordens.

Er war der Sohn eines wohlhabenden Tuchhändlers, 1181 oder 82 im italienischen Assisi geboren, der zum Kaufmann bestimmt war und der sich auch als tapferer Ritter bewährte. Als er sich in noch jungen Jahren entschloss, allen weltlichen Gütern zu entsagen und seinen auf dem Armutsgelübde basierenden Orden zu gründen, verstand er diese *imitatio Christi* auch als Rückkehr zu den christlichen Ursprüngen, zu der er seine Anhängerschaft animierte. In seinem kurz vor dem Tode entstandenen Sonnenhymnus kommt die ganze Kraft einer Hoffnung und eines Anfangs im nachgelebten Glauben zum Ausdruck.

In diesem Hymnus preist Franziskus die Liebe zu allem Lebendigen, die nur gedeihen und Früchte tragen kann, wenn man die Disharmonien der Lebenswelt nicht einfach hinnimmt, sondern durch eigenes Vorleben transzendiert. Es ist ein Gesang auf die Schöpfung, auf Mutter Erde, Bruder Sonne und Schwester Mond (nach den Genera der italienischen Sprache), auf die Sterne am Himmel, auf Wasser, Feuer und Wind, und auch der Tod, der als "Schwester" bezeichnet wird, bedeutet kein Ende, sondern den Anfang zu neuem Leben im christlichen Sinn. Die göttliche Schöpfung, die ja den Anfang überhaupt bezeichnet, den Anfang der Welt, steht hier durchaus als Gleichnis für die Erneuerung des inneren Menschen, des Alten Adam, die damit eine Neuschöpfung seiner sündhaften Menschennatur möglich macht, also einen neuen Beginn.

Es war nicht selbstverständlich, dass die Erbsünde, die so prägend geworden ist für die Geschichte des Christentums, da sie den paradiesischen Anfang des Menschengeschlechts gleichsam verdunkelte und die Menschen für immer mit der Sünde und dem Gebrechen, einer grundsätzlich fehlerhaften Natur identifizierte, Einzug hielt in die christliche Lehre. Das ist durch den Kirchenvater Augustinus in Umlauf gekommen und konstitutiv geworden, aber andere Zeitgenossen, etwa der britische Mönch Pelagius, der gleichzeitig mit Augustinus in Nordafrika wirkte, nachdem die Goten im Jahre 410 Rom erobert hatten, wiesen eine solche Erbsündenlehre zurück.

Pelagius lehnte es ab, die Sündhaftigkeit und Sterblichkeit aller Menschen auf die Sünde Adams zurückzuführen, wonach es den Menschen grundsätzlich unmöglich sei, ohne Sünde zu leben. Seiner Meinung nach hatte Adam (bzw. Eva) lediglich ein schlechtes Beispiel gegeben, das die Menschen nach ihm aber nicht davon abhalte, ihr Leben an Christus auszurichten und mit Hilfe ihres freien Willens sündlos zu leben.

Die Geistesgeschichte hätte bei uns sicherlich eine andere Wendung genommen, wenn sich Pelagius durchgesetzt hätte und nicht Augustinus. Unsere Anfänge in der kulturellen Überlieferung wären besser, verheißungsvoller und hoffnungsfreudiger gewesen, und wir

hätten uns nicht anderthalb Jahrtausende lang mit dem Gefühl herumschlagen müssen, dass gegen unsere Sünde und Schlechtigkeit kein Kraut gewachsen sei und dass es nur im Jenseits besser werden konnte, nicht hier.

Einer negierte die Erbsünde ebenfalls, und das war Jean-Jacques Rousseau. Der Genfer Aufklärer (und zugleich Gegen-Aufklärer) geht von ursprünglich guten Anfängen aus in der Zivilisationsgeschichte des Menschen, einem angenommenen glücklichen Urzustand, der im Laufe der Zivilisation und vor allem der diversen Vergesellschaftungsprozesse auf ungünstigste Weise verzerrt worden sei. In seinem Erziehungsroman: "Émile" bringt er es auf den Punkt: *"Alles, was aus den Händen des Schöpfers kommt, ist gut; alles entartet unter den Händen der Menschen."*

as ist nicht nur theologisch eine Herausforderung, sondern impliziert eine massive Staats- und Gesellschaftskritik, so dass verständlich wird, warum ausgerechnet dieser vordergründig reichlich unpolitische Erziehungsroman über einen Jungen, der so natürlich wie möglich aufwachsen soll und der so behutsam wie möglich in seiner geistigen, seelischen und körperlichen Entwicklung befördert wird, dem Autor derartige Zensurschwierigkeiten bereitete, dass er sogar gezwungen war, das Land zu verlassen – sowohl das katholische Frankreich als auch die calvinistische Schweiz.

Gute Anfänge, aber ein schlechter Verlauf. Abstieg statt Aufstieg. Die Korrumpierung des an sich guten Menschen durch entartete Gesellschaftsverhältnisse. Diese Auffassung und die damit verbundene Forderung, einen Weg zurückzufinden, um sich dem einstmals harmonischen Urzustand wenigstens anzunähern, wird unser westliches Denken prägen bis auf den heutigen Tag. Wie genuin religiös diese Vorstellung ist, ist wahrscheinlich nur den wenigsten Menschen wirklich bewusst.

(2. Teil, Sonntag, 31. Januar, 8.30 Uhr)
